



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ostpreußische Skizzen : 5. Lebensweise; Speisen und Getränke; allerhand
Polnisches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ostpreussische Skizzen.

5. Lebensweise; Speisen und Getränke; allerhand Polnisches.



insam! einsam! das ist und bleibt schließlich ein charakteristisches Wort für ostpreussisches Leben. Ein großer Teil der Bevölkerung sieht einen großen Teil des Jahres hindurch nur wenig Menschen. Und auch in den Städten spinnt das Leben sich durchgehends in größerer Stille, in, möchte man sagen, resignirterer Beschränkung auf Haus und Familie ab, als in den meisten andern Theilen Deutschlands. Nicht als ob es an Geselligkeit fehlte; aber sie erscheint nicht in dem Maße als ein notwendiger Bestandteil des Familienlebens wie vielfach anderswo, sondern mehr als etwas Nebenherlaufendes, von außen in die abgeschlossenen Lebenskreise Hineingetragenes. Darum bewahrt sie auch einen etwas förmlichen Anstrich, weil zwar Nachbarschaft, gelegentliche Begegnung, Gemeinsamkeit bei Jagd, bei öffentlichen Interessen u. vielerlei persönliche Beziehungen herstellen, die man aber doch innerhalb gewisser Schranken halten will. Wem es freilich gelingt, diese Schranken zu durchbrechen, und wer dabei nicht verabsäumt, die hier nun einmal unerlässlichen Formen trotzdem zu bewahren, der wird hinter der förmlichen Kühle des Ostpreußen eine Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit finden, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Diese nicht sofort ins Auge fallende, im tiefem Grunde aber vorhandne Herzlichkeit des ostpreussischen Wesens gehört zu den Gründen, welche selbst den Süd- und Westdeutschen über die Unlieblichkeiten Ostpreußens so verhältnismäßig leicht hinwegkommen lassen. Man merkt gar bald, daß es mit dem verschrieenen Klima nicht halb so arg ist, daß die Provinz selbst landschaftlich noch lange nicht aller Reize entbehrt, daß es sich vergleichsweise billig lebt, daß in keinem Teile Deutschlands Eier, Geflügel, Schinken u. a. besser und billiger sind, und über alles dieses hinaus, daß, sofern man überhaupt noch eine leidlich gesunde, widerstandsfähige Natur hat, die ostpreussische Luft und Lebensweise sehr gut bekommt; endlich, daß der gesellschaftliche Verkehr das Maß seiner Annehmlichkeiten ganz darnach bemißt, wie man selbst sich zu geben weiß, bei einmal gewonnener Grundlage sich aber zu einem sehr ungezwungenen und herzlichen gestaltet. Ganz ungemein zahlreich ist die Menge deutscher Landsleute aus allen Theilen des Reiches, die sich hauptsächlich zwar in Königsberg, doch auch in andern ostpreussischen Städten zusammenfinden, und nicht selten kann man von diesem und jenem die Äußerung hören, daß er sich noch nie

so gesund und wohlauf gefühlt habe wie in Ostpreußen. Die Luft hat ja ohne Zweifel eine gewisse Schärfe, die den Stoffwechsel befördert, und wer also überhaupt einen energischen Lebensprozeß erträgt, dessen Konstitution kann sehr leicht hier einen sehr zuträglichen neuen Anstoß erhalten.

Freilich — alles hat seine Grenzen. In den rauhen Kreis Goldap oder in die ewig feuchte Niederung wird niemand einen an mildes Klima gewöhnten zur Stärkung seiner Gesundheit schicken. In letzterer Gegend dürfte es auch selbst dem Anspruchslosesten zu Zeiten mit der Trennung von allem Verkehr zu arg werden. Alljährlich wenigstens einmal tritt in diesen Strichen der Zustand ein, den der Lithauer „Schacktarp“ nennt, zu deutsch etwa „Ich kann nicht.“*) Das ist die Zeit, wo Schneeschmelze oder anhaltende Regengüsse die Wege buchstäblich unbrauchbar gemacht haben, derart, daß die Orte, die sich nicht gerade des Besitzes einer Chaussee oder einer Wasser Verbindung erfreuen, vollständig in der Lage einer belagerten, von jedem Verkehr mit der Außenwelt streng abgeschlossenen Festung sind. Dieser Zustand dauert nicht selten wochenlang und hat hie und da ernste Not zur Folge. Indessen ist derselbe eine Spezialität, die mit dem geringen Niveau-Unterschiede zwischen dem kurischen Haff und dem bezeichneten Landstriche und dem zu Zeiten aus erstem eintretenden Rückstau zusammenhängt; zu solchen Zeiten weiß man dann nicht, wo das Land aufhört und das Wasser anfängt, und das Mittelbing zwischen beiden ist eben der „Schacktarp.“ In diesem Zustande befindet sich allerdings in unserm Klima nur ein Tier wohl, nämlich das Elenn. Gerade in den Wäldern, welche sich zur Zeit des Schacktarp in Sumpfwälder verwandeln, gedeiht der bekanntlich aufs sorgfältigste gepflegte Nest dieser Überbleibsel einer untergegangenen Tierfamilie. Aber so interessant es sein mag, an einer Elennjagd teilzunehmen, selbst Erzellenz Stephan, welcher in den letzten Jahren mehrmals dieses Vergnügens teilhaftig wurde, dürfte für einen längern Aufenthalt in den Oberförstereien Alt-Sternberg oder Memonien danken.

An guter Jagd fehlt es übrigens auch sonst in der Provinz nicht. Von Wölfen hört man wohl hie und da einmal, Bären giebt's schon lange nicht mehr. Aber Wildschweine sind in manchen Teilen des Landes noch recht zahlreich, Hirsche und Damwild sind wenigstens keine Seltenheit, der Rehsstand ist fast überall ein guter. Da spielt denn begreiflicherweise im Leben des Gutsherrn die Jagd noch eine große Rolle. Jagdbesuche durch die ganze Provinz hindurch sind etwas Alltägliches, und wenn auch die früher herrschend gewesene, an polnische Zustände erinnernde Sitte, wonach eine Jagdgesellschaft von einem Gute zum andern zog und auf diese Weise fortwährend anschwoll, so ziemlich

*) Die streng wörtliche Übersetzung ist „Zweig im Wege.“ Es ist überaus charakteristisch, daß der Lithauer auch in diesem Falle sein Gleichnis von einer — Wagenfahrt hernimmt.

abgekommen ist, so ist doch die Überflutung eines Gutshauses mit allen Gutsherren von weit und breit her zu Jagdzwecken auch heute noch keine Seltenheit. Da geht es denn freilich hoch her, und es giebt keine üblere Nachrede als die einer schlechten Verpflegung von Jagdgästen — gewisse Leute wissen davon zu erzählen. Eigentümlicherweise hat trotz dieser Bedeutung, welche die hohe Jagd für Ostpreußen immer noch besitzt, der „Jagdschaden“ hier nur eine untergeordnete Wichtigkeit, und die Hekereien wegen des Jagdgesetzes haben daher auch hier niemals ernsthafte Beachtung gefunden. Der Grund dürfte einestheils in der großen Menge natürlicher Jagdgrenzen (Seen und dergleichen), anderntheils darin zu suchen sein, daß bei der Größe der Güter diejenigen Gutsherren, welche in Betracht kommen können, schon im eignen Interesse dafür sorgen, einen übermäßigen Wildstand nicht aufkommen zu lassen. Auch ist die Zahl derjenigen Gutsherren, welche lieber die größten Opfer an Entschädigungen, Einzäunungskosten u. bringen, als daß sie sich ihre Jagdfreuden einschränken lassen, immerhin so ansehnlich, daß sich schon hierdurch in Ostpreußen stets eine kulante Praxis in Abfindung des Wildschadens ausbilden konnte.

Außer der Jagdzeit ist es still auf den Gütern, doch reißen die Besuche selten ganz ab. An große Reisen denken die wenigsten Gutsfamilien; man ist durchgehends zufrieden, hie und da einmal einen kleinen Ausflug nach Königsberg, mit Theaterbesuch und dergleichen, machen zu können und freut sich königlich, wenn aus irgendeinem Anlasse in einem nicht zu entfernten Städtchen einmal ein Ball arrangirt wird. An einer gewissen Einförmigkeit des Lebens ist also nicht vorbeizukommen. Freilich sind Küche und Keller gut bestellt. Da die meisten doch etwas Schafzucht treiben, so fehlt es ihnen selten an dem äußerst vorzüglichen Fleisch der hiesigen Lämmer und Hammel, und „was ein Schwein geben kann,“ das ist ja auch immer bei der Hand. Mit Gemüse ist es weniger gut bestellt, da der Gartenbau immer noch sehr zu wünschen übrig läßt und manches (so weiße Rüben) in auffallender Weise vernachlässigt zu sein scheint; aber Erbsen sind da, nicht nur die uns bekannten, sondern namentlich auch die berühmten „grauen“ ostpreussischen Erbsen, eine sehr massive, eckige, dickschalige Frucht, die aber in der gehörigen Weise (z. B. mit Specksaucen) zubereitet, ausgezeichnet schmeckt und einem ostpreussischen Magen auch vorzüglich bekommt. Außerhalb Ostpreußens gedeiht sie nicht, und selbst hier muß die Saat immer aus einer bestimmten Gegend bezogen werden, sonst artet sie aus. Ebenso verfügt man über vorzügliche Kartoffeln; die besten, hier „blanke“ genannt, kommen aus dem „großen Moos,“ wo in der pulverigen Torfmoorerde fast nichts anderes gezogen werden kann, während als meistverbreitete Speisekartoffeln die sogenannten Daberschen dienen, eine rote, zum Branntweinbrennen sehr vorzügliche, sonst freilich etwas rauhe Kartoffel. Die feinen Kartoffelsorten des Westens, so die „Mäuse“ u. a., sind unbekannt. Auch sonst vermißt man manches, was in West- und Mitteldeutschland angenehme Abwechslung in die

Speisen bringt. Vom Backwerk weiß man hier wenig; die feinen wurstartigen Fleischwaaren, die in manchen Teilen Süddeutschlands eine so große Rolle spielen, treten hier nur in sehr verkümmelter Gestalt auf; „grüne Kerne“ kennt man nicht. Dagegen ist wieder die „Flecksuppe“ etwas spezifisch Ostpreussisches, und zwar in ihrer Art etwas höchst treffliches. Dieses Gericht, für welches in Königsberg eigne „Fleckkeller“ in großer Zahl bestehen und welches im übrigen an gewissen Tagen in vielen, selbst hochfeinen Restaurants zu haben ist, besteht aus kleingeschnittenen, mit Wasser, Pfeffer und Salz zu einer dicken Brühe gekochten Rinder- und Schweinekutteln; sehr gut, wenn es gut ist. Seine „Fleck“ kann der Königsberger Arbeiter auch auf dem Markte von Höckerweibern kaufen, und hat dann eine ebenso nahrhafte wie billige warme Speise. Bekannter geworden sind auch außerhalb Ostpreußens die „Königsberger Klops,“ die in der That für viele Königsberger Familien so etwa das sind, was für spezifisch schwäbische Lehrer- und Pfarrervfamilien die „Spätzle,“ und die gleichfalls auch von den Höckerweibern fertig zubereitet gekauft und auf der Stelle verspeist werden können. Es liegt auf der Hand, daß alle diese schweren, fetten Gerichte einen guten Magen voraussetzen, und den muß man allerdings haben, wenn man die ostpreussische Luft und Lebensweise ertragen will. Einen Hauptmaßstab hierfür bildet die „Schweinevesper.“ In vielen, zumal ländlichen Familien wird zwischen Mittag- und Abendessen (etwa um die Zeit des sächsischen und rheinischen Nachmittagskaffees, doch eher etwas später) eine kleine Mahlzeit dieses Namens eingeschoben, aus kaltem Aufschnitt bestehend und also dem zweiten Frühstück ähnelnd; wer nun da noch gehörig einhauen kann und abends wieder, der wird im allgemeinen seinem Magen einiges zumuten dürfen. Zweifelhafter steht es mit den Getränken. Man findet wider Erwarten viel Rheinwein in Guts- und Wirtschaftshäusern, aber sonderlicher Verlaß ist im allgemeinen nicht darauf. Ein Urteil über Rheinwein kann dem Ostpreußen, schon der so ganz andern Lebensweise wegen, welche das Rheinland bedingt, nicht zugemutet werden, und er hat auch selten eines. Sehr viel besser schon verhält es sich mit dem Rotwein. Der große, jedem Ostpreußen bekannte Mittelpunkt des Rotweinkonsums in der Provinz ist eine elende, im Schloßhofs zu Königsberg an das Schloßgebäude angelebte Baracke, in Folge einiger geschichtlichen Reminiscenzen das „Blutgericht“ genannt. Es ist dies nämlich das Geschäfts- sowie auch das Wirtschaftsklokal der altrenommirten Firma Schindelmeißer, keineswegs der einzigen guten und großen, aber jedenfalls der bekanntesten Weinfirma in Ostpreußen. Besonders für den Bezug kleiner, billiger Bordeauxweine dürfte dies eine der besten Quellen in ganz Deutschland sein; für fünfzehn Groschen trinkt man im Blutgericht schon einen trefflichen Wein, und selbst der für eine Mark ist noch sehr trinkbar. Diesen französischen Rotwein versteht der Ostpreuße zu würdigen — es ist etwas daran, wenn Bismarck vor langer Zeit einmal den Bordeaux das „naturgemäße Getränk des Norddeutschen“ genannt

hat. In Bezug auf diese Weine (nach Umständen auch auf die feinern Chateauxweine) ist man also in Ostpreußen nicht übel aufgehoben, jedenfalls nicht schlechter als in andern Teilen Norddeutschlands. Das „Blutgericht“ und verschiedene andre Königsberger Firmen (wie z. B. Ehlers) sind in der Provinz jedermann so geläufig, daß man überall zuerst nachsieht, ob eine, die Garantie dieser Geschäfte aussprechende Etikette aufgeklebt ist, und sich in diesem Falle zu höchstem Vertrauen für berechtigt hält. In der That findet man oft selbst in den kleinsten Nestern sehr befriedigende Weinverhältnisse. Doch muß man nicht glauben, auf den Gütern sei ein — wenn auch nur billiger — Rotwein etwas alltägliches. Es ist durchaus keine Seltenheit, daß selbst sehr wohlthätige Besitzfamilien den Wein als tägliches Getränk sich nicht gestatten zu können glauben, und Schreiber dieses selbst, der zwar nur ein sehr mäßiger Trinker ist, aber seit langer, langer Zeit sein Gläschen Wein zu Mittag gewöhnt war, hat seit vielen Jahren zum erstenmale wieder am Tische eines ostpreussischen Majorats Herrn auf dasselbe verzichten müssen. Doch sind diese Fälle immerhin die selteneren; auf ein Glas trinkbaren Weines darf man im allgemeinen rechnen. Ein Glas Schnaps ist in Ostpreußen — ich will den Mäßigkeitsvereinslern zu Gefallen nicht gerade sagen ein Bedürfnis, aber doch etwas sich in hohem Maße Aufdrängendes, und in vielen Fällen, so auf der Jagd oder bei längern Winterfahrten auf offenem Wagen, wirklich kaum zu Entbehrendes. Er fehlt denn auch nirgendwo, und der ärgste Mißbrauch tritt gleichfalls massenhaft auf. Einzelne Geschichten, die davon erzählt werden, wie z. B. diejenige von den Leuten, welche, weil sie feierlich gelobt hatten, keinen Schnaps mehr zu trinken, Hoffmannstropfen schoppenweise soffen, klingen geradezu grauenhaft. Schnapsbetrunkene und Delirirende sind leider in Ostpreußen keine Seltenheit, und wenn solche Betrunkene (oder sonstwie Zankende) in der eigentümlich hohen ostpreussischen Stimmlage aufeinander einkreisen, so gehört dies wohl zu den ärgsten Beleidigungen des Ohres, die einem vorkommen können. Es ist daher sehr anzuerkennen, daß gemeinnützige Personen zu Königsberg eine eigne „Kaffeefchenke“ ins Leben gerufen haben, wo außer einigen einfachen Speisen nichts als Kaffee zu haben ist. Der Besuch ist nicht gerade glänzend, aber stark genug, um nicht entmutigend zu wirken. Wenden wir uns von diesem häßlichen Wilde zu dem behaglichen, welches der Grog, der „ostpreussische Maitrank,“ darbietet. Dies ist in der That ein landesübliches Getränk im ausgedehntesten Wortsinne, und darum bekommt man ihn auch in ganz Ostpreußen gut. Man trinkt ihn zu jeder Jahreszeit, am meisten allerdings in den Übergangs- bez. den rauhen Frühlingsmonaten, wo es auch nichts Empfehlenswerteres giebt. Dagegen wäre weiter nichts einzuwenden. Nun giebt es aber noch ein Getränk, welches von den wässerigen Strichen der Niederung her allmählich vorzudringen beginnt, und welches (von dem dort gelegenen Schifferflecken Ruß) den Namen „Rußer Wasserpunsch“ führt — angeblich, weil kein Wasser darin ist, in

Wirklichkeit wohl, weil man damit seine, die wässerigen Einflüsse paralyisirenden Eigenschaften hat andeuten wollen. Dieses merkwürdige, ungemein wohl-schmeckende und sich daher zu einer bössartigen Attrape in hohem Grade eignende Getränk besteht aus gleichen Teilen Rum (oder Cognac) und Portwein, heiß gemacht und mit der nötigen Menge Zucker versüßt. Das schmeckt nun nicht nur lieblich, sondern anfangs auch ganz unschuldig, ist aber natürlich ein wahrhaft furchtbares Getränk, welchem nur die Köpfe dieser Nebel- und Sumpfschiffer auf mehr als ein bescheidenes Gläschen zu widerstehen vermögen. Gnade Gott, wenn dieser Wasserpunsch von Ostpreußen aus in das übrige Deutschland seinen Einzug halten sollte; das gäbe einen neuen Saufereisport der schlimmsten Art.

Die „Bierverhältnisse“ in Ostpreußen sind im allgemeinen gut, nur ist auch das einheimische Bier weit alkoholreicher, als wir es in West- und Mitteldeutschland gewohnt sind. Fremde, zumal echte bairische Biere spielen, bei der Weite und Kostspieligkeit des Transports, sogar in Königsberg nur eine untergeordnete Rolle. Königsberg selbst hat drei große Aktienbrauereien, von denen die Ponarther (Schieferdecker) die bedeutendste ist, und die auch den größten Teil der Provinz versorgen; doch besitzt auch letztere noch eine stattliche Anzahl zum Teil großer und weithin renommirter Brauereien. Das einheimische Bier ist fast ausnahmslos hell. Außer dem „bairischen“ Bier giebt es nun noch das sogenannte „Braunbier,“ ein untergähriges, von der Masse der Bevölkerung noch stark konsumirtes süßliches Bier, welches allerdings nur wenigen Nicht-Ostpreußen behagen dürfte. Auch weicht dasselbe entschieden zurück.

An Speisen und Getränken, und zwar solchen von entschieden guter Qualität, fehlt es also nicht. Auch versteht es sich von selbst, daß ein feines Diner hier so ziemlich das nämliche bedeutet wie im übrigen Deutschland. Aber für alltäglichere Verhältnisse giebt es doch etwas, was mit zu einer guten Lebensweise gehört und in Ostpreußen sehr unentwickelt ist: das ist — Obst und Dessert. Nicht als ob in der Provinz kein Obst, und sogar ganz genießbares, wüchse, aber das Publikum der öffentlichen Lokale legt keinen Wert darauf und die weitaus meisten Familien machen es ebenso. Es giebt keinen auffallenderen Gegensatz, als in dem — doch noch nördlicheren — Kopenhagen die herrlichen Obstkeller kennen gelernt zu haben und nun in Ostpreußen dieser fast vollständigen Gleichgiltigkeit gegen gutes Obst zu begegnen. Selbst mitten in der Obstzeit steht das Gasthauspersonal, nicht nur in den ganz kleinen, sondern auch schon in größern Städten geradezu mit offenem Munde da, wenn man nach Obst fragt; höchstens das Verlangen nach Erdbeeren ist den Leuten begreiflich zu machen. Es ist dies, wie schon angedeutet, nicht etwa darauf zurückzuführen, daß es kein ordentliches Obst gäbe, sondern es kommt hier eine, dem Süßen prinzipiell abgeneigte Geschmacksrichtung zum Ausdruck. Darum ist man in Ostpreußen auch dem Dessertanspruch des Westdeutschen gegenüber

so verständnislos. In der Meinung ostpreussischer Gasthaus- und Bahnhofrestaurationshelfner sind Dessert und Käse vollständige Synonyme, und wenn man süßes Dessert verlangt, so bekommt man höchstens Kindernäschereien. Nun gehört ja Käse ebensogut wie Kaffee zu einer guten Mahlzeit, aber Dessert ist er doch nicht, da das Dessert doch auf die mittels der Mahlzeit neutralisirten Geschmacksnerven angenehm wirken, also ihnen etwas Süßes bieten soll; gewiß wird ein schlechtes Essen durch das massenhafteste und feinste Dessert nicht besser, aber jeder Kenner wird bestätigen, daß auch eine einfache, aber gute Mahlzeit durch ein gutes Dessert ungemein gehoben wird. Aber das ist dem Durchschnittsostpreußen ebenso unverständlich wie das Zufußgehen. Seinen letzten Grund hat dies alles darin, daß wir uns von Berlin an mehr und mehr dem Lande der sauren Gurke, Rußland, nähern. Wer die saure Gurke zu jeder Jahreszeit und zu jeder Mahlzeit konsumirt, der kann allerdings für seine Süßigkeit keinen Sinn haben.

Die Nachbarschaft und langjährige Herrschaft des Slaventums ist und bleibt eben für alle ostpreussischen Verhältnisse von der höchsten Bedeutung. Am tiefsten hat das polakische Wesen sich in gewissen Erscheinungen und Gewöhnungen des häuslichen und geselligen Lebens eingemischt, so z. B. in der Allgemeinheit der Anekdote „gnädige Frau,“ „gnädiges Fräulein“ (heutzutage, wo die alten Formen geschwunden sind und die angeborene Neigung zutage treten kann, läßt sich in Ostpreußen jede ordentlich angezogene Schustersfrau von ihrem Dienstmädchen und von den Leuten, bei denen sie ihre Einkäufe macht, gnädige Frau tituliren), dann aber auch darin, daß selbst in feinen Familien auf Größe und Beschaffenheit der Schlafzimmer kein sonderlicher Wert gelegt wird, wenn nur die „Gesellschaftsräume“ stattlich und elegant sind. Auf demselben Blatte steht es, daß das Fehlen einer Mädchenkammer sogar in Königsberg die Regel ist, die Dienstmädchen also degoutanter Weise in der Küche schlafen müssen (wobei selbst der in Berlin wenigstens übliche „Hängeboden“ in Wegfall kommt), und daß sehr viele, auch bessere Familien überhaupt kein Schlafzimmer haben, sondern jeden Abend das Bett „aufschlagen,“ wo es ihnen gerade paßt. Von selbst versteht es sich, daß dies keine Betten nach deutschem Begriffe, sondern, Sofabetten oder die sogenannten „Spannbetten“ sind, d. h. Nachtlager, deren Unterlage aus einem einfachen Gerüste mit dazwischen ausgespanntem dickem, grobem Leinwandzeug besteht (derartige Betten findet man auch in kleinen Hotels, in den kleinen Badeorten des Strandes u. s. w. sehr häufig). Tagsüber verschwindet diese Einrichtung, und die Wohnung erscheint also weit größer und „repräsentationsfähiger,“ als sie dies bei uns sein würde. Aber selbst ordentliche Familien unsers deutschen Kleinbürgerstandes würden sich für ein solches Wesen bedanken!

Summa: es ist zwar auch in dieser Hinsicht in Ostpreußen auszuhalten, aber gerade hier liegt es deutlich vor Augen, daß das Land noch mitten in einer

Kulturentwicklung begriffen ist, die wir im übrigen Deutschland längst hinter uns haben. Noch kämpfen Polentum und Deutschtum, noch kämpft eine gleichsam extensive, mehr auf die Quantität sehende, und eine auf fortschreitende Verfeinerung gerichtete, gleichsam intensive Hauswirtschaft miteinander. Kommt keine schwere Unterbrechung, so ist der schließliche Sieg des deutschen Wesens sicher.

(Schluß folgt.)



Goethe und Levezow.

Nebst ungedruckten Briefen Goethes.

Von Ernst Elster.



ie folgenden Mitteilungen werden durch einige ungedruckte Briefe Goethes veranlaßt, deren Veröffentlichung dem Schreiber dieser Zeilen anvertraut worden ist. Dieselben sind an den Berliner Professor Konrad Levezow gerichtet und befinden sich im Besitze von dessen Tochter, der Frau Professor Steinhart in Kösen, der Witwe eines durch seine Platonstudien wohlbekannten Philologen. Aus dem Briefwechsel Goethes mit Zelter wußten die Literaturforscher seit längerer Zeit, daß Levezow im April 1815 einen „schönen Brief“ von Goethe erhalten hatte. Herrn Professor Bernays in München gebührt das Verdienst, fußend auf jener Kenntnis sich nach der Existenz dieses Briefes erkundigt und dessen Herausgabe angeregt zu haben.

Jakob Andreas Konrad Levezow¹⁾ wurde am 3. September 1770 zu Stettin geboren; er besuchte das dortige städtische Gymnasium, an dem sein vielseitig gebildeter Vater Prorektor war, und studierte in Halle Philologie, worin er durch Friedrich August Wolf die bedeutendsten Förderungen erfuhr. Nachdem er mehrere Jahre eine Hauslehrerstelle in Pommern eingenommen hatte, wurde er 1795 außerordentlicher Lehrer am Berlinischen Gymnasium, 1797 ordentlicher Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, welche Stellung er bis 1824 inne hatte. Im Jahre 1803 wurde er zum Professor ernannt, und seit 1804 bekleidete er neben seinem Schulamt eine Professur an der Akademie

¹⁾ Die Mitteilungen über Levezows Leben sind folgenden Werken entnommen worden: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 18, S. 504 f. Neuer Nekrolog der Deutschen, Dreizehnter Jahrgang 1835, 2. Teil, Weimar 1837. (Hitzig.) Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, Berlin 1826.